

24. März. Nun hat der Frühling wirklich Einzug gehalten. Der große Kastanienbaum vor meinem Laborfenster hängt voller dicker, klebriger Knospen, wovon einige schon aufzuplatzen beginnen und kleinen grünen Federbällen ähneln. Geht man über die Landstraßen, so spürt man das Wirken der stillen, üppigen Kräfte der Natur allenthalben. Die nasse Erde duftet süßlich und fruchtig. Überall lugen grüne Triebe hervor. Die Zweige sind steif vom Saft, ein schwacher Harzgeruch liegt in der feuchten, schweren englischen Luft. Knospen an den Hecken, Lämmer darunter – überall nimmt das Werk der Reproduktion seinen Lauf!

Ich sehe es rings um mich her, und ich fühle es in mir. Auch wir haben unseren Frühling, wenn sich die kleinen Arteriolen weiten, die Lymphe rascher strömt, die Drüsen intensiver arbeiten und vermehrt Sekrete ausschütten. Jedes Jahr stellt die Natur die gesamte Maschine neu ein. Ich spüre die belebende Wirkung der Fermente in meinem Blut und könnte in dem kühlen Sonnenlicht, das durch mein Fenster hereinfällt, tanzen wie eine Mücke. Das würde ich gern, nur käme dann gleich Charles Sadler die Treppe herauf, um nachzusehen, was los ist. Zudem darf ich nicht vergessen, daß ich Professor Gilroy bin. Ein älterer Professor kann es sich erlauben, sich ganz natürlich zu geben, doch ein Vierunddreißigjähriger, der auf einen der wichtigsten Lehrstühle der Universität berufen wurde, hat sich um ein angemessenes Verhalten zu bemühen.

Dieser Wilson ist schon ein eigenartiger Kollege! Wenn ich den gleichen Enthusiasmus für die Physiologie aufbrächte wie er für seine Psychologie, würde aus mir ein zweiter Claude Bernard werden – mindestens! Er hat sich mit Leib und Seele seinem Fach verschrieben und widmet ihm seine gesamte Energie. Er ordnet die Ergebnisse des verstrichenen Arbeitstages, bis ihn die Müdigkeit übermannt, und wacht er auf, so plant er sofort die Untersuchungen, die er sich für den neuen Tag vorgenommen hat. Und dabei findet er, außer in

einem kleinen Kreis von Gleichgesinnten, so wenig Anerkennung! Die Physiologie ist eine etablierte Wissenschaft. Trage ich auch nur den kleinsten Baustein zu ihrem Gebäude bei, so wird dies überall vermerkt und honoriert. Aber Wilson versucht, das Fundament für eine zukünftige Wissenschaft zu legen. Seine Arbeit verläuft sozusagen unterirdisch und fällt nicht ins Auge. Trotzdem macht er unverdrossen weiter, korrespondiert mit hundert Halbverrückten in der vagen Hoffnung, einen verlässlichen Zeugen zu finden, überprüft hundert Lügengeschichten, um vielleicht ein Körnchen Wahrheit herauszusieben, trägt alte Bücher zusammen, verschlingt neue, experimentiert, hält Vorträge, versucht in anderen die feurige Wißbegier zu entflammen, die in ihm brennt. Staunen und Bewunderung erfüllen mich, wenn ich an ihn denke. Trotzdem muß ich ihm jedes Mal, wenn er mich für seine Forschungen gewinnen will, entgegenhalten, daß sie in ihrem gegenwärtigen Stadium kaum einen Anreiz für einen Mann der exakten Wissenschaften bieten. Zeigte er mir etwas Konkretes, Objektives, so würde es mich durchaus reizen, das Problem aus physiologischer Sicht zu untersuchen. Doch solange seine Forschungsgegenstände zu einer Hälfte mit Scharlatanerie, zur anderen mit Hysterie verquickt sind, müssen wir Physiologen uns auf den Körper beschränken und den Geist unseren Nachfolgern überlassen.

Ich bin zweifellos ein Materialist. Agatha meint sogar, ein verbohrt. Worauf ich erwidere, das sei ein vortrefflicher Grund, um unsere Verlobungszeit abzukürzen, da ich dringend ihre Spiritualität brauche. Allerdings muß ich mich als merkwürdiges Beispiel für den Einfluß der Bildung auf die Veranlagung bezeichnen, denn wenn mich nicht alles täuscht, bin ich von Natur aus ein psychisch sehr empfänglicher Mensch. Schon als Kind war ich nervös und empfindsam, ein Träumer, Schlafwandler, voller Vorahnungen und Eingebungen. Mein schwarzes Haar, die dunklen Augen, das schmale, olivfarbene Gesicht, die schlanken Finger – all das sind Merkmale meines wahren Temperaments und veranlassen Experten wie Wilson, mich

für einen der ihren zu halten. Doch mein Geist ist vollgesogen mit exaktem Wissen. Ich bin darauf trainiert, ausschließlich mit Fakten und Beweisen zu operieren. Vermutungen und wilde Spekulationen haben in meinem Denken keinen Platz. Man gebe mir etwas, was ich unter dem Mikroskop betrachten, mit dem Skalpell zerteilen, auf die Waage legen kann, und ich werde weder Zeit noch Mühe scheuen, es zu analysieren. Doch wenn man von mir eine Untersuchung von Gefühlen, Eindrücken, Intuitionen verlangte, so empfände ich das als etwas Widerwärtiges, ja Demoralisierendes. Eine Abweichung von der reinen Vernunft stößt mich ab wie ein übler Geruch oder eine Disharmonie in der Musik.

Worin der eigentliche Grund liegt, weshalb ich heute abend so ungerne zu Professor Wilson gehe. Ich könnte die Einladung ohnehin kaum ausschlagen, ohne unhöflich zu erscheinen – doch nun, da auch Frau Marden und Agatha da sein werden, kommt ein Fernbleiben für mich erst recht nicht in Frage. Trotzdem träfe ich sie lieber irgendwo anders. Ich weiß, Wilson wird wieder versuchen, mich für seine nebulöse Halbwissenschaft zu gewinnen. In seinem Enthusiasmus nimmt er skeptische Andeutungen oder Ablehnungen einfach nicht zur Kenntnis. Jedesmal muß ich einen regelrechten Streit mit ihm anfangen, wenn ich ihm meine Abneigung gegenüber dem gesamten Gebiet begreiflich machen will. Zweifellos wird er auch heute abend irgendeinen neuen Hypnotiseur oder Hellseher, ein Medium oder einen sonstigen Trickbetrüger präsentieren, denn er nutzt sein Steckenpferd sogar für die Unterhaltung seiner Gäste. Nun, zumindest dürfte Agatha auf ihre Kosten kommen. Sie interessiert sich für solche Dinge, wie Frauen überhaupt eine Vorliebe für alles Vage, Mystische und undefinierbare hegen.

22.50 Uhr. Das Führen meines Tagebuchs resultiert vermutlich aus meiner wissenschaftlichen Einstellung, die ich heute morgen

erwähnte. Ich halte Beobachtungen gern fest, solange sie noch frisch sind. Und mindestens einmal am Tag versuche ich, meine mentale Verfassung zu bestimmen. Dies ist eine nützliche Art der Selbstanalyse, die sich vermutlich stabilisierend auf mein seelisches Gleichgewicht auswirkt. Offen gestanden, kann ich jeden stabilisierenden Effekt dringend gebrauchen. Denn leider ist ein Großteil meines neurotischen Temperaments noch immer aktiv, und ich bin meilenweit von der kühlen, ruhigen Präzision eines Murdoch oder Pratt-Haldane entfernt. Weshalb sonst hat mich der Hokusfokus, der uns heute abend vorgeführt wurde, so erschüttert, daß ich mich jetzt noch ganz matt fühle? Mein einziger Trost: Weder Wilson noch Miss Penelosa oder gar Agatha haben meine Schwäche bemerkt.

Und was in aller Welt hat mich dort derart erregt? Nichts, oder doch so wenig, daß es geradezu lächerlich wirkt, wenn ich es niederschreibe.

Die Mardens waren vor mir bei den Wilsons. Genauer gesagt, ich traf als einer der letzten Gäste ein, als im Salon bereits Gedränge herrschte. Kaum hatte ich ein paar Worte mit Frau Marden und Agatha gewechselt – letztere sah ganz reizend aus in Weiß und Rosa und mit glitzernden Weizenähren im Haar –, da kam Wilson und zupfte mich am Ärmel.

„Sie verlangen doch immer etwas Konkretes, Gilroy“, sagte er und zog mich in eine Ecke. „Mein Lieber, diesmal habe ich ein Phänomen – ein Phänomen, sage ich Ihnen!“

Ich wäre mehr beeindruckt gewesen, wenn ich nicht zuvor schon ähnliches gehört hätte. Sein sanguinisches Temperament macht aus jeder Mücke einen Elefanten.

„Diesmal besteht an der Glaubwürdigkeit kein Zweifel“, setzte er hinzu, wohl als Reaktion auf ein kleines belustigtes Funkeln in meinen Augen.

„Meine Frau kennt sie seit Jahren. Sie stammen beide aus Trinidad, müssen Sie wissen. Miss Penelosa ist erst seit etwa ein, zwei

Monaten in England und kennt hier außer einem kleinen Kreis von Universitätsleuten niemanden. Aber ich versichere Ihnen, was sie uns bisher erzählt hat, reicht aus, um das Hellsehen auf eine absolut wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Jemanden wie sie findet man weder unter den Profis noch den Amateuren. Kommen Sie, ich mache Sie miteinander bekannt.“

Ich mag diese Geheimniskrämer nicht, und die Amateure unter ihnen schon gar nicht. Einen bezahlten Illusionisten kann man bedenkenlos unterbrechen und bloßstellen, sobald man seinen Trick durchschaut. Er ist da, um die Zuschauer zu täuschen, und diese, um ihm auf die Schliche zu kommen. Aber was soll man tun, wenn es sich um eine Freundin der Gastgeberin handelt? Kann man plötzlich das Licht einschalten, um zu beweisen, daß sie insgeheim an einem Banjo zupft? Oder ihr Abendkleid mit Koschenillefarbe bespritzen, wenn sie im Dunkeln mit ihrer Phosphorflasche herumschleicht und übernatürliche Platitüden raunt? Es gäbe eine Szene, und man wäre unweigerlich als Grobian verschrien. Eigentlich bleibt einem nur die Wahl, entweder ein Grobian oder ein Betrogener zu sein. In nicht gerade gehobener Stimmung folgte ich Wilson zu der Dame.

Sie entsprach meiner Vorstellung von einer gebürtigen Westindierin nicht im geringsten. Sie war ein kleines, zerbrechliches Geschöpf, gut über die Vierzig hinaus, würde ich sagen, mit einem blassen, spitzen Gesicht und leicht kastanienbraun schimmerndem Haar. Sie wirkte unscheinbar, und auch ihr Auftreten war zurückhaltend. In einer Gruppe von zehn Frauen hätte man sie sicherlich als letzte wahrgenommen. Die Augen waren vielleicht das Bemerkenswerteste an ihr und zugleich, wie ich hinzufügen muß, ihr unangenehmstes Charakteristikum. Sie waren von grauer Farbe – grau mit einem Anflug von Grün –, und ihr Ausdruck kam mir höchst hinterhältig vor. Ich bin mir nicht sicher, ob „hinterhältig“ das richtige Wort ist, vielleicht sollte ich lieber „grimmig“ sagen. Oder, wenn ich es recht bedenke, scheint mir „katzenhaft“ der treffendere Ausdruck zu sein.

Eine an der Wand lehrende Krücke ließ mich bereits vermuten, was dann schmerzlich klar wurde, als sie sich erhob: Eines ihrer Beine war verkrüppelt.

Man stellte mich also Miss Penelosa vor, und mir entging nicht, wie sie bei der Nennung meines Namens hinüber zu Agatha schaute. Offensichtlich hatte ihr Wilson von uns erzählt. Und gleich wird sie mir verkünden, sie spüre auf übersinnliche Weise, daß ich mit einer jungen Dame verlobt sei, die gerade Weizenähren im Haar trägt. Ich hätte zu gern gewußt, was Wilson noch alles über mich ausgeplaudert hatte.

„Professor Gilroy ist ein unverbesserlicher Skeptiker“, sagte er. „Hoffentlich gelingt es Ihnen, ihn zu bekehren, Miss Penelosa.“

Sie musterte mich eingehend.

„Professor Gilroy ist durchaus zu recht skeptisch, wenn er noch nichts Überzeugendes gesehen hat“, sagte sie. „Dabei sollte man meinen“, fügte sie an mich gewandt hinzu, „daß Sie selbst ein ausgezeichnetes Demonstrationsobjekt abgeben würden.“

„Wofür, wenn ich fragen darf?“ sagte ich.

„Für Hypnose, zum Beispiel.“

„Nach meinen Beobachtungen wählen Hypnotiseure Versuchspersonen, die geistig unausgeglichen sind. Mir scheint, alle ihre Versuchsergebnisse werden durch den Umstand verfälscht, daß sie am abnormen Organismus gewonnen wurden.“

„Welche von den Damen besitzt Ihrer Meinung nach einen normalen Organismus?“ fragte sie. „Ich möchte, daß Sie diejenige auswählen, die Sie für geistig am ausgeglichsten halten. Sagen wir die junge Dame in Rosa und Weiß – Agatha Marden heißt sie, nicht wahr?“

„Ja, Ergebnissen mit ihr würde ich ein gewisses Gewicht zubilligen.“

„Ich habe allerdings noch nicht getestet, wie empfänglich sie ist. Manche Menschen reagieren natürlich schneller als andere. Darf ich

fragen, wie weit Ihre Skepsis geht? Ich hoffe, Sie erkennen zumindest den Hypnoseschlaf und die Wirksamkeit von Suggestionen an?“

„Ich erkenne nichts an, Miss Penelosa.“

„O je, und ich dachte, die Wissenschaft wäre schon erheblich weiter. Natürlich verstehe ich nichts von der wissenschaftlichen Seite der Sache. Ich weiß nur, was ich bewirken kann. Sehen Sie zum Beispiel die Dame in Rot dort drüben, neben der japanischen Vase. Ich werde ihr befehlen, zu uns zu kommen.“

Sie beugte sich vor, während sie sprach, und dabei fiel ihr Fächer zu Boden. Die Frau fuhr herum und kam geradewegs auf uns zu. Auf ihrem Gesicht lag ein fragender Ausdruck, als habe jemand sie gerufen.

„Was sagen Sie nun, Gilroy?“ rief Wilson verzückt.

Ich hütete mich zu sagen, was ich dachte. Für mich war das der schamloseste, dreisteste Fall von Betrug, den ich je erlebt hatte. Eine abgekartete Sache, die mit einem nur zu offensichtlichen Signal funktionierte.

„Professor Gilroy ist nicht zufrieden“, sagte sie, und ein kurzer Blick ihrer seltsamen kleinen Augen streifte mich von unten her. „Er schreibt die Wirkung des Experiments meinem armen Fächer zu. Nun, dann müssen wir etwas anderes versuchen. Miss Marden, hätten Sie etwas dagegen, sich von mir hypnotisieren zu lassen?“

„O nein, ganz im Gegenteil!“ rief Agatha.

Mittlerweile hatte sich die gesamte Gesellschaft im Kreis um uns versammelt – Herren in gestärkten Frackhemden und weißhalsige Damen, manche ehrfürchtig, andere skeptisch, als erwartete man ein Mittelding zwischen einer religiösen Zeremonie und einem Schaubundenzauber. Ein roter Plüschsessel wurde in die Mitte geschoben, Agatha nahm darin Platz. Sie errötete und zitterte ein wenig vor Aufregung. Ich erkannte es am Vibrieren der Weizenähren in ihrem Haar. Miss Penelosa stand auf und beugte sich, auf ihre Krücke gestützt, über sie.

Und eine Veränderung ging mit der Frau vor sich. Sie wirkte überhaupt nicht mehr klein und unscheinbar. Sie erschien um zwanzig Jahre verjüngt. Ihre Augen blitzten, die blassen Wangen bekamen Farbe, ihre gesamte Gestalt reckte sich. Solch ein urplötzliches Erwachen von Frische und Leben habe ich einmal an einem abgestumpften, lustlosen jungen Mann gesehen, als ihm eine Aufgabe gestellt wurde, der er sich gewachsen fühlte. Sie schaute mit einem Gesichtsausdruck auf Agatha herab, den ich aus tiefstem Herzen verabscheute – ein Ausdruck, mit dem eine römische Kaiserin ihre kniende Sklavin gemustert haben mag. Dann warf sie mit einer flinken, befehlenden Geste die Arme in die Höhe und ließ sie langsam vor sich niedersinken.

Ich beobachtete Agatha genau. Dreimal verfolgte sie die Bewegung und schien einfach nur amüsiert zu sein. Beim viertenmal sah ich, wie ihre Augen leicht glasig wurden, ihre Pupillen weiteten sich. Beim sechstenmal erstarrte sie kurz. Beim siebentenmal begannen ihre Lider herabzusinken. Beim zehntenmal waren ihre Augen geschlossen; sie atmete langsamer und tiefer als normal. Ich versuchte, eine kühle wissenschaftliche Zurückhaltung beim Zusehen zu wahren, doch eine dumme, grundlose Erregung bemächtigte sich meiner. Hoffentlich habe ich es mir nicht anmerken lassen, doch ich fühlte mich wie ein Kind im Dunkeln. Nie hätte ich vermutet, immer noch für diese Art von Schwäche anfällig zu sein.

„Sie befindet sich in Trance“, sagte Miss Penelosa.

„Sie schläft!“ rief ich.

„Dann wecken Sie sie auf!“

Ich rüttelte Agatha am Arm, brüllte ihr ins Ohr. Eine Tote hätte auf meine Bemühungen nicht anders reagiert als sie. Ihr Körper ruhte im Plüschsessel. Ihre Organe funktionierten, das Herz, die Lunge. Aber ihre Seele! Sie war verschwunden! Wohin? Welche Kraft hatte sie entfernt? Ich war verwirrt und fassungslos.

„Soviel zum Hypnoseschlaf“, sagte Miss Penelosa. „Nun zur Sug-

gestion. Was immer ich Miss Marden befehle, sie wird es ohne Zögern ausführen, entweder gleich oder erst nach dem Erwachen aus der Trance. Verlangen Sie einen Beweis?“

„Gewiß“, sagte ich.

„Sie sollen ihn haben.“

Ich sah ein Lächeln über ihr Gesicht huschen, als sei ihr ein amüsanter Einfall gekommen. Sie hielt inne und flüsterte der Versuchsperson eindringlich etwas ins Ohr. Agatha, die mir gegenüber so taub gewesen war, nickte.

„Aufwachen!“ rief Miss Penelosa, wobei sie ihre Krücke kräftig auf den Boden stieß. Die Augen öffneten sich, der glasige Schimmer schwand allmählich und die Seele stellte sich nach ihrer seltsamen Ausblendung wieder ein.

Wir gingen früh. Agatha spürte keinerlei Beschwerden nach ihrem merkwürdigen Ausflug in die Welt der Hypnose, doch ich war nervös und aufgewühlt, ganz und gar unfähig, dem Strom erläuternder Kommentare zu folgen, mit dem Wilson mich überschüttete. Als ich mich von Miss Penelosa verabschiedete, schob sie mir einen gefalteten Zettel in die Hand.

„Bitte vergeben Sie mir, wenn ich zu besonderen Mitteln greife, um Ihre Skepsis zu überwinden“, sagte sie. „Lesen Sie das morgen früh um zehn Uhr. Es ist ein kleiner privater Test.“

Ich weiß nicht, was sie damit meint, aber die Nachricht liegt hier und soll gemäß ihren Anweisungen geöffnet werden. Mir brummt der Schädel, genug geschrieben für heute abend. Wahrscheinlich werde ich das, was mir heute unerklärlich erscheint, morgen in einem ganz anderen Licht sehen. Meine Überzeugungen gedenke ich nicht kampfflos preiszugeben.